

## Klöster und Stifter in der Grafschaft Ravensberg.

Die Abtei zu Herford hat dieselbe Bedeutung für Ravensberg wie das Domstift für Minden. Man kann aber von ihr nicht reden, ohne des Klosters Corvey zu gedenken. Herford und Corvey gehören in mehr als einem Sinn zusammen. Sie entstanden gleichzeitig. Die örtliche Lage beider hat soviel Ähnlichkeit, dass dieselben Gesichtspunkte bei ihrer Auswahl massgebend gewesen zu sein scheinen. Bei Höxter-Corvey führt ein viel beschrittener Übergang über die Weser. Hier kämpfte Karl der Grosse mit den Sachsen am Brunsberg. Und er war es dann auch, der den Hellweg, der durch das Herz Westfalens geht, hier über die Weser führte. Unzählige Scharen friedlicher Kaufleute, frommer Pilger, kriegerische Scharen wie die Böhmen in der Soester Fehde, Tilly im Dreissigjährigen Kriege, sind diese Strassen gezogen. Eine alte Strasse aber ist es auch, die durch die Lücke im Osning bei Bielefeld zur Weserscharte im Wiehengebirge läuft und den Höhenzug, der vom lippischen Bergland nach Westen streicht, in der Senke durchschneidet, in der Herford liegt. Und nun mag es ein freundliches Spiel des Zufalls sein, dass es auch bei Herford sich um den Übergang über einen Fluss handelt, der wohl nur ein Nebenfluss der Weser ist, aber denselben Namen trägt, der auch ihr, heute freilich nur bis Münden, zukommt, nämlich Werra. Dieser Flussübergang stand so sehr im Vordergrund der Lage, dass er noch heute im Namen der hier entstehenden Stiftung sich behauptete. Herford ist Herivord, Heerfurt.

Die Absicht der Gründer stellte beide Stiftungen zu gegenseitiger Ergänzung nebeneinander. Dem Mönchskloster Corvey steht das Kanonissenstift zur Seite. Die Frage nach den Gründern führt endlich auf dieselben Kreise. Freilich die gewohnte Ueberlieferung nennt hier verschiedenen Namen. Als Stifter Corveys gilt Adalhard I., der Abt von Altkorbie, und als der des Herforder Stifts der sächsische Edle Waltger. Aber beide kommen nur als Werkzeuge in anderer Hand in Betracht, mag es sonst mit diesen Persönlichkeiten stehen, wie es will. Zu bestimmt sind die urkundlichen Zeugnisse, als dass daran gezweifelt werden könnte, dass der Stifter beider Niederlassungen kein anderer als Kaiser Ludwig der Fromme. Mag Karl der Grosse sich schon Gedanken an sie getragen haben, die Ausführung kommt seinem Sohne zu. Wenn Ludwig an Corvey die königliche Villa Hucxori schenkt, sagt er in der Urkunde: «Zur Vermehrung unseres himmlischen Lohnes haben wir befohlen, das Kloster zu errichten» (*Wilmans, Kaiserurkunde Nr. 7 im Jahr 823: ob mercedis nostrae augmentum monasterium construere jussimus et ad idem coenobium dedicandem ex sacro palatio nostro a capella nostra misimus venerabiles ac sacrosanctas reliquias beati Stephani protomartiris*). Der Sohn Ludwigs, nämlich Ludwig der Deutsche, bestätigt 853, dass sein Vater beide Klöster nach dem Muster fränkischer Klöster, Corbie und Soissons, zu errichten befohlen habe. König Arnulf stimmt 887 zu.

Dass es sich hierbei nicht etwa um einen bloss formellen Befehl des Kaisers, sondern um ein persönliches Interesse Ludwigs gehandelt habe, kann umso weniger bezweifelt werden, als wir auch aus anderen Quellen wissen, wie sehr ihm die wirkliche Christianisierung Sachsens am Herzen lag, das bisher sich hauptsächlich der Gewalt des Schwertes gebeugt hatte. Nach der sicher alten und echten Praefatio zu dem schon erwähnten «Heliand» hat Ludwig einem Sachsen, der als beliebter Volkssänger unter den Seinen galt, den Auftrag gegeben, das Alte und Neue Testament ins Deutsche zu übertragen. Sicher also gebührt Kaiser Ludwig an der schnellen, christlichen Durchdringung des Sachsenvolkes ein nicht unbedeutendes, ja ein Hauptverdienst.

Der Verdienst derer, die in seinem Namen handelten, soll dadurch nicht geschmälert werden. Leider ist der Name des Helianddichters unbekannt. Aber er ist sicher im Kreise derer zu suchen, die zu Corvey, dem sozusagen wissenschaftlichen Mittelpunkt der Sachsenmission, in Beziehung standen. Zweifelsfrei fest steht der Name dessen, dem Ludwig die Gründung Corveys anvertraute. Es ist Adalhard, ein Sohn Bernhards, eines nicht ebenbürtigen Bruders König Pippins. Und der Gründer Herfords? Nach der gewöhnlichen Annahme ist es Waltger, ein sächsischer Edler. Die Frage, ob er es ist, hat Wilmans kritisch untersucht. Die Herforder Tradition, die ihn den Gründer nennt, ist alt. Man kann sie bis in das Jahr 1146 verfolgen. Dazu kommt das Zeugnis der Vita Waltgerivon einem Priester Wigand aus Bielefeld oder zu Kirchdornberg, die aber erst aus dem Anfang des 13. Jahrhundert stammen kann. Wilmans nun weist glaubwürdig nach, dass Waltger nichts ist als eine mythische Gestalt. Übrigens versieht schon Hagedorn die ganze Erzählung von Waltgerus mit mehr als einem Fragezeichen. Er weiss nicht, ob nicht mehr als ein Waltgerus gewesen, und er zweifelt an der Zuverlässigkeit Wigands überhaupt. Auch Storch nimmt an der Erzählung von Walderus Anstoss und vermutet hinter diesem Namen zwei Personen. Freilich hält in den «Ravensbergischen Blättern» (1918 Nr. 7/8) ein Einsender noch an Waltgerus fest, Aber er hat die Schlagkraft der Wilmansschen Darstellung wohl kaum entkräftet.

Danach dürfen wir sagen: Hinter dem vermeintlichen Walderus steckt die geschichtliche Gestalt des Helden Wala, der, ein Bruder Adalhards, zugleich mit ihm den Auftrag von Ludwig dem Frommen erhielt, die beiden Stiftungen Corvey und Herford ins Leben zu rufen. Wie Adalhards Name mit Corvey eng verbunden ist, so haftet Walas Name an Herford, auch in den Verböserungen, zu denen der an sich ungewöhnliche Name Wala auffordern musste. Er heisst: Walderus, Wolderus, Waltgerus, Walterus. In all diesen Namen steckt Wala. Im Zusammenhang damit sei darauf hingewiesen, dass Paschasius Ratbert in seinem Leben Walas allen auftretenden Personen verhüllende Namen beilegt, um sie nicht dem zornigen Argwohn Ludwigs auszusetzen.

Führt die Unsicherheit des Namens auf den einzig geschichtlich beglaubigten Wala, so weist auch die Bedeutung, die dem Helden der Waltger- Ueberlieferung beigelegt wird, auf einen anderen als einen sonst völlig unbekanntem «sächsischen Edelen». Es soll dem englischen König «sehr bekannt und sehr befreundet» gewesen sein (*Wilmans, vita, Weltgeschichte Seite 494: dominus Weltgerus pridem regi erat notissimus... idem rex anglicus ei factus est amicissimus*). Das kann sich nur auf Wala beziehen, wenn hier überhaupt geschichtliche Tatsachen zugrunde liegen, denn Wala wurde zeitweise von Karl dem Grossen an die Spitze des sächsischen Volkes gestellt. Noch verdächtiger wird diese Angabe durch die Hinzufügung, dass der englische König seinem Gast Waltgerus die Reliquien des Königs Oswald (604-642) geschenkt habe. Zwar ist Oswald eine geschichtliche Persönlichkeit. Beda venerabilis feiert ihn als einen christlichen Helden, dessen Frömmigkeit seinen Reliquien den Ruhm grosser Wunderkraft durch ganz England verschaffte. Aber der Name Oswald wie der ihm beigegebene Rabe weisen in die deutsche Mythologie. Oswald, das heisst Asenwalter, Götterherrscher, deutet auf Wodan, dem der Rabe heilig war (*Wilhelm Müller, Mythologie der deutschen Heldensage Seite 243*).

Es leuchtet ein, dass hier überall unsicherer Boden ist. Ein Kern mag in all dem Sagenhaften stecken, und dieser Kern ist die geschichtlich feststehende Person Walas. Er war Sohn einer edlen sächsischen Mutter und stand schon deshalb den Sachsen nahe. Karl der Grosse hatte ihm dann eine überragende Stellung in Sachsen anvertraut. Hier war er nicht nur «der Erste unter den Ersten» durch seine Tüchtigkeit und Tapferkeit, sondern auch «lebenswerter als alle». Paschasius Ratbert, der selbst von Corbie nach Corvey kommend, mit den Brüdern Adalhard und Wala an der Gründung des Klosters beteiligt war, bezeugt ausdrücklich, dass Wala ein besonderer Liebling des sächsischen Volkes gewesen sei. Er schrieb eine *vita Walae* und erzählt darin bezeichnende Züge von der Volksbeliebtheit seines Helden. Nach ihm sind beide Brüder bei der doppelten Klostergründung beteiligt. So steht doch Adalhard, der die Abtswürde in Corvey übernahm, sicher bei Corvey in erster Reihe und musste dadurch der Herforder Stiftung etwas ferner gerückt werden. Umso mehr wird Wala hier in erster Linie stehen. Es wird Wilmans zustimmen sein: «Meines Erachtens ist Wala derselbe, den die spätere Legende als Waltger feiert, und ist der eigentliche Gründer des Stiftes Herford».

Das Kloster wurde gegründet nach dem Vorbild des Nonnenklosters zu Soissons, in dem Columbans asketischer Einfluss lange fortwirkte. Auch die Reliquien der Jungfrau Pusinna, die durch den Grafen Cobbo 860 nach Herford gebracht wurden, kamen aus Frankreich. Hinter ihr tritt die erste Patronin, die heilige Maria, bald zurück. Man kann aber nicht sagen, dass der Name der heiligen Pusinna weiterhin gross oder auch nur bekannt geworden wäre. Man hört nicht von ihrem patrocinium in anderen Kirchen, die mit Herford in Verbindung standen. Vielleicht erklärt sich daher das hohe Lob, das die *Translatio (Wilmans, Kaiserurkunden I, Seite 544: Pusinnae)* ihr spendet. Sie kann sich nicht genug tun in Schilderung des Widerstandes, den das Volk gegen die Überführung nach Herford leistet. Mit Bitten und Tränen suchen sie den Verlust des grossen Schutzes zu verhindern, den sie bisher an der Pusinna hatten, die in häufigen Wundern sich kundtat. Auch das hebt der Berichtsteller hervor, dass es sich bei dieser Schutzheiligen nicht um einzelne Körperteile als Reliquien handelte, sondern um den ganzen heiligen Körper, den man nach Herford bringen durfte. Wo bei der *Translatio* der heilige Leib rastet, erblüht alsbald eine Fülle von Lilien, die Bäume aber bleiben in der anbetenden Haltung, mit der sie den Leib begrüsst haben. Zum Schluss folgen fromme Betrachtungen darüber, dass der allmächtige Gott es sei, der durch die Heiligen wirke.

Übrigens ist die *Translatio Pusinnae* erst ein späteres und durchaus nicht immer zuverlässiges Machwerk. Aber Heinrich von Herford weiss auch aus anderen Quellen als aus ihr von viel Wundern zu erzählen.

Ueber die Art der Gründung Herfords besitzen wir kein urkundliches Material, wenngleich es an unglaubwürdigen Erzählungen darüber nicht fehlt, die in Zusammenhang mit dem apokryphen Gründer Waltgers stehen. Eine Stiftungsurkunde ist nicht mehr vorhanden. Sie ist wohl bei der Zerstörung des Stiftes durch die Ungarn zugrunde gegangen. Die erste noch vorhandene Urkunde ist

aus dem Jahre 838 (07. Juni): Kaiser Ludwig der Fromme schenkt dem Marienkloster in Herford die drei Kirchen zu Hreni (Rheine), im Gau Bursibant, zu Wateringas (Wettringen) und zu Stocheim (Stockum an der Lippe). Im Jahre 853 bestätigt Ludwig der Deutsche diese Urkunde seines Vaters. Aber er bekundet hier, dass sein Vater auch Buginithi (Bünde) an das Kloster geschenkt habe. Eine Schenkungsurkunde über Bünde ist nicht mehr vorhanden.

Es ist nicht die Absicht, das Werden und Wachsen dieser Stiftung durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Nur das sei erwähnt, dass der Einfluss des Klosters sich nicht auf die nächste Umgebung beschränkte. Und dass es an irdischem Wohlergehen nicht gefehlt habe, soll ein Blick auf die Weinbeschaffung im Kloster zeigen.

Wie dem Kloster Corvey, so fehlen auch dem Herforder Kloster die Weingüter am Rhein nicht. König Ludwig der Deutsche hatte schon 868 auf Bitten seiner Gemahlin Emma dem Kloster zwei Weingüter im Angaresgau, Overenberg und Liudwinesthorp, die wir heute in Arenberg bei Ehrenbreitstein und Leutesdorf bei Neuwied wieder erkennen, verliehen. Am Tage der Kreuzerhöhung (14. September) trat man den «Weinzug» (iter vini) von Herford aus an. Es ist ein stattlicher Zug. Er führt 28 leere Fässer, dazu ein Fass mit Proviant und Küchengerät mit sich. Klosterleute aus der Umgebung Herfords haben alles zunächst nach dem Herford gehörenden Hof Stockum an der Lippe und weiter nach Duisburg am Rhein zu fahren. Vorspannpferde haben die pflichtigen Klosterleute im Münsterschen und Tecklenburgischen zu stellen. Der Stiftskoch begleitet beritten den Zug. In Duisburg haben die Schultheissen der Weingüter das Schiff zu stellen, das Leute und Fässer rheinauf führt. Auf demselben Wege geht der Zug zurück. Schiffer und Fuhrknechte aber erhalten von der köstlichen Ladung auch ein bestimmtes Teil. Und der Leutesdorfer Schultheiss, der sie bis nach Herford geleitet, hat dafür das Recht, in Herford in der Kurie mitessen zu dürfen. Aber auch die Klage der Klosterinsassen dürfen wir wohl wiedergeben (*Wilmans I., Seite 166: quod litones dicte curtis...Ludenstorp...vinum nostrum et nostre ecclesie nimis inepte bibunt*), dass «die Hörigen unsern Wein ganz ungehöriger Weise mit uns trinken».

Wichtiger ist, der Frage uns zuzuwenden, in welcher Weise das Stift seiner eigentlichen Aufgabe gerecht zu werden versucht hat. Was hat es als Anstalt christlicher Frömmigkeit geleistet?

Wir haben darüber kaum bestimmte Angaben. Aber vielleicht ist aus kleinen Anzeichen zu schliessen, dass es seiner Aufgaben gedacht hat. Mit Recht zieht man neuerdings die Patrozinien als bedeutungsvoll für die Beurteilung des kirchlichen Lebens heran. Es ist durchaus richtig, wenn man gesagt hat, dass in der Wahl der Patrone «sich geschichtliche Tatsachen spiegeln». Aber sie sind nicht nur «Herkunftsmarken», in dem Sinne, dass man aus ihnen die äusserliche Herkunft der Kirchen erkennen kann, sondern sie eröffnen damit zugleich einen Blick in das Liebesleben der gründenden Kirche, die die geistliche Not der noch unversorgten Gemeinde nicht ertragen kann. Auch für das Herforder Stift eröffnet sich solch ein Blick. Zwar ist unseres Wissens kein Pusinnenkirche von ihr ausgegangen. Es ist ein anderer Heiliger, der hier zu nennen ist. Herford unterstand der Leitung des Klosters Corvey, das den von ihm gegründeten Kirchen das Patronat des heiligen Vitus vermittelte. Aber in Corvey stand auch der heilige Dionysius in Ehren. Und es scheint, dass die von Corvey über Herford ausgehenden Kirchen mit Vorliebe den Dionysius als Schutzheiligen erhielten, so dass wir die Dionysius-Kirchen als Gründungen Herfords ansprechen dürfen. Das tritt klar heraus, bei den Kirchen zu Enger, Oldendorf unterm Limberg, Rheine und andere.

Dazu war eine Anzahl von Kirche dem Stifte inkorporiert. Sie werden also mit Kanonikern des Herforder Stifts besetzt sein. Noch bis zu seiner Aufhebung (1802), hatte das Stift das Patronat der Pfarrstellen. Es sind die Kirchen zu Herford, Bünde, Rödinghausen, Dornberg, Hiddenhausen, Exter, **Steinhagen**, Lengerich, Lienen, Schönenholzhausen, Rheine, Schöppingen, Wettringen, Ibbenbüren. Bünde ist, wie schon gesagt, von Ludwig dem Frommen dem Stift geschenkt. Es war ein Archipresbyterat, eine «Urkirche», daher unterstanden ihm noch andere Kirchen (*Wilmans Nr. 29, Seite 121: Buginithi cum subjectis sibi ecclesiis*).

Ob und wie das Stift seinen kirchlichen Pflichten gegen die ihm anvertrauten Kirchen nachkam, darüber gibt es keine zuverlässige Kunde. Freilich an Klagen über mangelhafte geistliche Versorgung fehlt es schon aus alter Zeit nicht. Und zwar aus dem gewichtigen Munde des Osnabrücker Bischofs Egilmar, zu dessen Diözese ein Teil der inkorporierten Kirchen wie Bünde, Rödinghausen, Enger, gehörten. Aber Egilmar war aus persönlichen Gründen ein erbitterter Gegner der beiden Klöster Herford und Corvey, und seine Anklagen richteten sich in der Hauptsache gegen das letztere.

Es ist schon gezeigt worden, dass Stiftsjungfrauen gottesdienstliche Pflichten gegen ihre Kirche und deren Gemeinde hatten. Sie waren kirchliche Angestellte und hatten in ihren Pfründen eine Art kirchlicher Besoldung.

Und nun mag man auch daran denken, dass die vom Stift beherrschte Stadt im Mittelalter den Beinamen «dat hillige Herwede» (**Das heilige Herford**) erhielt. Man mag dabei an die mittelalterliche Art der Frömmigkeit denken. Immerhin kann man eine Zeit nur mit dem Mass messen, das sie selbst darbietet. Daher darf man getrost auf die Fülle der kirchlichen Stiftungen hinweisen, an denen gerade Herford reich war und in denen der religiöse Sinn sich kundtat; davon ist die Nikolai-Kirche am Markt heute verschwunden. Von ihr blieb zuletzt nur der «Spielturm». Aber das Stift Berg ist, wie bekannt, von der Abtei aus gegründet und ausgestattet. Auch ein grosser Reichtum von Reliquien war zumal im Stift vorhanden. Wilmans a.a.O. zählt auf Seite 113 Anmerkung 1 einige auf. Sie sind allerdings teilweise wunderbar genug. Es waren unter anderen Stücke von der Krippe und von dem Kreuz Christi, auch etwas von dem Schwamm, mit dem Christus am Kreuz getränkt wurde.

Weiter kann nicht zweifelhaft sein, dass, wie an allen Kanonissenstiftern, so auch in Herford eine Schule bestand, in der nicht nur die jüngeren Sanktimonialen, sondern auch solche Mädchen erzogen wurden die nicht vorhatten, der Welt zu entsagen. Die Schule unterstand der Scholastika, die wohl nicht immer selbst unterrichtete, aber der Aebtissin gegenüber die Verantwortung für den Schulbetrieb hatte. Es war im Herforder Stift nicht anders als etwa in Herdecke an der Ruhr, wo «Scholeyndere», und in Essen, wo eine schola domicellarum erwähnt werden. Wenigstens eine der Herforder Schülerinnen kennen wir: über sie ist unten mehreres zu sagen.

An den Kanonissenstiftern aber gab es immer zur Verrichtung der kirchlichen Obliegenheiten eine Anzahl von Kanonikern, die für die Heranziehung eines geistlichen Nachwuchses selbst zu sorgen hatten, also eine eigene Schule unterhielten. Dass solche Schule am Herforder Stift bestand, bezeugt eine merkwürdige Notiz aus der Zeit um 1026. Der Sohn eines isländischen Häuptlings, Isleif, besuchte diese Schule. Er wurde später Bischof auf Island. Es scheint nicht ausgeschlossen, dass Isleif und sein Vater Gizur der Weisse zu den Ankömmlingen jener sächsischen Männer gehörten, die einst ihr Haupt vor den Franken nicht hatte beugen können und, wie schon Wittekind vorübergehend getan, zu den nordischen Stammesgenossen entwichen waren. Ihnen und ihren Familien blieb das Heimweh im Herzen.

In welchem Verhältnis zu der Stiftsschule das im Jahre 1430 von Hermann Dweg hier gestiftete collegium scholasticum stand, ist unbekannt. Dweg (Nanus), war ein hoher Prälat, in Rom am päpstlichen Stuhl Protonotarius und Assessor an der rota, dem päpstlichen Gericht, und hatte als solcher ein grosses Vermögen erworben. In seinem Testament bestimmte er grosse Summen zur Stiftung von Kollegien in Köln und Herford und führte so das Gelde, das andere Kanoniker für allerlei Genüsse ausgaben, edlen Zwecken zu. So entstand in Köln die Kronen-Burse, in Herford aber das collegium scholasticum, für das er 4000 rheinische Gulden und ein Haus bestimmte, in dem zwölf Scholaren aufgenommen werden sollten. An der Spitze stand ein Rektor. Er war zuvor auch Domherr und Scholastikus in Lübeck gewesen, der die Aufsicht auch über die vier deutschen Schulen der Stadt hatte. Daher die Bestimmung, dass im Herforder Kollegium allezeit auch zwei Schüler aus Lübeck sein sollten. Seiner Vaterstand Herford aber erwies er seine Anhänglichkeit auch darin, dass er für Erbauung des hohen Turmes der Neustädter Kirche 200 rheinische Gulden stiftete. Ausserdem errichtete er ein Gasthaus an der Lübber Pforte und stattete es reichlich aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass in der Stiftsschule für Kanonissen auch ein Einführung in allerlei Liebestätigkeit geschah. Sicher gab es hier nicht bloss eine infirmaria für kranke Kanonissen, sondern auch ein hospitale pauperum, wie denn 1339 ein Spital für alte Frauen auf der Stiffreiheit erwähnt wird.

Wir haben die Möglichkeit, das Bild einer Schülerin dieser Stiftsschule zu zeichnen, dem man es ablesen mag, welcher Geist darin regierte.

Sie war keine hochadlige Aebtissin, auch keine hochheilige Nonne, sie war nichts als eben eine Schülerin, von der wir aber annehmen dürfen, dass sie hier zu mehr wurde, als die sie noch heute vor jedem steht, der deutsche Geschichte kennt.

Mathildis war die Tochter des westfälischen Grafen Dietrich und der Reinhilde. Der Vater ein Graf von Ringelheim, stammte aus Wittekinds Geschlecht. Die Besitzungen der Familie lagen um Enger. Daher heisst Mathilde de Angaria. Ihre Grossmutter, gleichen Namens war Aebtissin in Herford. Sie selbst ist, da sie 968 achtzigjährig stirbt, vor 890 geboren.

In ihr Leben lassen uns freundliche Berichte von Zeitgenossen einen Blick tun (*Wir haben von ihr zwei Viten, die vita superior und die posterior*). Wir sehen eine Frau wie wir die echt deutsche Frau wünschen. Nichts Hohes nichts Tiefes, nicht Glück noch herbes Leid, das ein weibliches Herz erfahren und empfinden kann, ist ihr fremd gewesen; aber nie versagt seiner weiblicher Takt, und tief sieht man in ein Herz voll Liebe. Der Berichterstatter dem wir die vita superior Mathildis verdanken, führt uns alsbald in das Stift zu Herford, wo sie, die Enkelin der Abtissin, erzogen wird. Er rühmt den Liebreiz des Mägdeleins (*pulcherrima puella*).

Sie besuchte hier die Schule. Sie war ihr anvertraut, nicht, um als Kanonisse im Stift zu bleiben, sondern um später allen Anforderungen ihres Berufes gerecht werden zu können (*Pertz, Mon. Germ. Seite 576: non inter sanctimoniales numeranda sed ad quaeque utilia libris operibusque nutrienda*). Da mag die Bemerkung des treuen Widukind von Corvey auffällig sein, dass sie erst nach dem Tode ihres königlichen Gemahls lesen gelernt habe. Ein neuer Kirchenhistoriker sagt dazu etwas spöttisch: «Vielleicht gehörte sie nicht zu den besten Schülerinnen». Aber die Sache lag doch anders. Die Klosterschulen, zumal die unter dem lange nachwirkenden Einfluss eines Kolumban standen, richteten ihr Augenmerk nicht so sehr auf gelehrte Bildung als auf eine ernste christliche Erziehung. Man betonte die Askese, man gewöhnte an kirchliche Sitten, führte in das Verständnis des reichen Chordienstes, man legte auch besonderen Wert auf die weiblichen Künste des Nähens und kunstreichen Stickens. Wohl schreiben die ältesten Regeln den Mönchen und Nonnen ausdrücklich vor, lesen zu lernen, aber das Wissen stand bei der strengeren Richtung in Verdacht, einen verweltlichenden Einfluss auszuüben und unweiblich zu sein (*Specht, Unterrichtswesen: Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit*). Je ernster man es also mit der Frömmigkeit und ihrer kirchlichen Erweisung nahm, desto argwöhnischer stand man zu dem weltlichen Wissen, der Bekanntschaft mit dem heidnischen Altertum gegenüber. Die Frömmigkeit Mathildes war unanfechtbar. Sie gehörte zu den frömmsten Schülerinnen, und eben darum lernte sie damals nicht lesen. Später aber hielt sie in den Schulen der von ihr gegründeten Stifter darauf, dass die Lesekunst gründlich geübt wurde. Übrigens lernte auch ihr grosser Sohn, Otto der Grosse, erst nach dem Tode seiner ersten Gattin, Edith, lesen. Er lernte es dann aber so völlig, dass er «Bücher lesen und verstehen konnte».

Danach wird von dem Lobe, das die spätere vita ihr erteilt, sie habe sich dem Studium des Buchwissens als Schülerin eifrig hingeeben, etwas abzuziehen sein (*Vita posterior c 3: puella mirum in modum proficiebat iu cunctis capax in studio disciplinae literalis et operum industriis*). Umso wahrer wird es sein, was von der jugendlichen Anmut des Mägdeleins berichtet wird. Der doch wohl mönchische Schreiber wird beredt, wenn er davon redet. Er schildert in fast moderner Sprache ihren Liebreiz, ihre Wangen von Milch und Blut, wie sie lilienweiss und rosig angehaucht gewesen seien (*Pertz, vita antiquior: Quae procedes niveas genas permixtas ignis rubore, candida veluti lilia rubentibus rosis intermixta. tales dabat ore colores*)

Und nun wird Herzog Heinrich von seinem Vater, Herzog Otto von Sachsen, nach Herford gesandt, ob er die dem Vater genehme Jungfrau lieb gewinnen könne. Heinrich hatte ein liebe wundes Herz. Er war eine kurze Zeit mit Hartheburg, der anmutigen Tochter des reichen Grafen Erwin von Merseburg, verheiratet gewesen. Aber die Kirche trennte die Ehe, weil Hartheburg eine verlobte Himmelsbraut sei, deren Sohn Thankmar nun den Makel der unehelichen Geburt zu tragen hatte.

Die Erzählung von dieser Brautfahrt Heinrichs nach Herford ist so anmutig, dass sie etwas ausführlicher erzählt werden mag. Der Vater, Herzog Otto, sendet zunächst den Grafen Thitmar, der einst Heinrichs Lehrer im Waffenspiel gewesen war, aus, dass er schaue, ob die Jungfrau so schön und sittsam sei, wie man sagte. Als der Ausgesandte mit guter Botschaft zurückkehrt, macht sich Heinrich mit Gefolge nach Herford auf. Zunächst betreten nur einige seiner Gefährten als Fremde das Gotteshaus, sehen die Maid und wissen alsbald, es ist die rechte. Jetzt kommt Heinrich selber mit dem ganzen Gefolge. Er sieht die Liebliche. Sein Herz entbrennt, und er verlobt sich alsbald mit ihr.

Am folgenden Tage führt er die Braut mit Einwilligung ihrer Grossmutter, der Aebtissin Mathilde, in ehrenvollem Geleit in die Heimat zu seinem Vater, wo die Vermählung gefeiert wird. Als reiche Morgengabe erhält Mathilde von ihrem Gatten, im Jahre 909; die Burg Wallhausen in der Goldenen Aue.

Es war eine glückliche Ehe, die so begann. Die Schülerin des Herforder Stiftes bewährte sich als Gattin und Mutter wie als Herzogin und deutsche Königin, war ihr Gatte doch der aus Schul-Erinnerungen uns wohlbekannt Heinrich der Vogelsteller. Der mönchische Berichterstatter zwar rühmt die Frömmigkeit auf Kosten ihrer ehelichen Treue. Es gehört das zum eisernen Bestand dessen, das ein Mönch von einer Ehefrau zu sagen wusste. Der treue Widukind von Corvey aber

weiss Besseres von ihr. Auch er zwar rühmt ihren Eifer im Gottesdienst. Ihre Kemenate, das mit einem Kamin versehene Frauengemach, habe sie auch bei Nacht mit Melodien geistlicher Lieder erfüllt. Und dieses ihr Gemach habe in unmittelbarer Nähe der Kapelle gelegen, um allezeit unbemerkt zu dem heiligen Raum Zugang zu haben. Und dann weiss er nicht Worte genug zu finden, ihre Mildtätigkeit zu schildern. Aus allem das er sagt, geht hervor: sie hat ein Herz voll Liebe und Verständnis für alle Not und eine Hand, die sich nicht scheut, selbst zuzugreifen. Sie besucht persönlich alle Kranken. Sie hat Geduld, alle Klagen anzuhören. Sie scheut sich auch niedriger Dienste nicht. Sie wäscht eigenhändig arme Frauen, sie lässt niemanden ungetröstet gehen. Und doch erregt bei dem allen das Widukinds, des Berichterstatters, höchste Bewunderung, dass sie in diesem Dienermut immer ihre königliche Würde bewahrt. Er ruft aus: **«Wenn wir etwas zu ihrem Lobe sagen wollten, blieben wir weit hinter der Wirklichkeit zurück, weil ihre Tugend alles, was unser Geistchen (ingeniolum) erfinden könnte, übertrifft».**

Am besten kennt Heinrich, ihr königlicher Gemahl, sie. Wie er sie schätzte, das geht auch aus dem knappen Stil offizieller Urkunden hervor. Im Jahre 922 nennt er sie «unsere Gemahlin, die Frau Königin». In allen späteren Urkunden heisst sie «unsere geliebte Gemahlin». Als es auf seiner Kaiserpfalz Mamleben in der goldenen Aue mit dem König zum Sterben kam, sprach er erst lange leise mit ihr. Dann aber erhob er seine Stimme und dankte ihr laut für alle Treue und Liebe, die sie ihm erwiesen. Mathilde aber schenkte reiche Gaben an Arme, dass sie am Thron Gottes Fürsprecher des Gemahls wären. Ja, diese deutsche Frau liess den Vögeln auf den Feldern Futter streuen, dass auch sie ihre Stimmlein für ihn erhöhen.

Ein charakteristischer Zug ihrer mütterlichen Liebe sei noch erwähnt. Der zweitgeborene ihrer Söhne, spätere Herzog Heinrich, galt als ihr Liebling. Er war seinem Vater, dessen Namen er trug, äusserlich am ähnlichsten. Sonst war er wenig beliebt und war selbst schuld daran. Umso mehr suchte die Mutter ihm an Liebe zu geben, was sie vermochte.

Ihre Freigebigkeit gegen die kirchlichen Stiftungen, die sie ins Leben rief, war gross, auch das Dionysiusstift zu Enger verehrte sie als seine Gründerin, so dass sie darüber mit ihren Söhnen in einen Zwist geriet. Tief verletzt zog sie sich nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück. Erst Edith, Kaiser Ottos Gemahlin, stellte das zerstörte Verhältnis wieder her. Otto bat die Mutter, zurück zukehren. Fröhlich folgte sie seinem Rufe.

Wiederum hatte Otto lange Zeit in Italien verweilt, um dort Ordnung zu stiften. Mitten im Winter trat er den Rückweg in die deutsche Heimat an. Heisse Sehnsucht, sein Reich, Volk und vor allem seine Mutter wiederzusehen, trieb ihn. In Köln erwartete sie ihn im erzbischöflichen Palast Bruns, des jüngsten Sohnes. Es war ein schönes Pfingstfest, das die Mutter mit den Ihren hier feierte. Sie war der Mittelpunkt des Festes, alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie. Otto aber, der Italien die römische Kaiserkrone erlangt hatte, huldigte am dankbarsten der Mutter. Ihr Herz war froh. Sie stand auf einer Höhe ihres Lebens und sprach ihr Glück mit den Worten des 128. Psalms aus: **«Der Herr wird dich segnen aus Zion, dass du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deine Kinder Kinder»**

Es kamen die Tage eines neuen Abschieds. Wieder rief man Otto mit einem Heer über die Alpen nach Italien. Da kommt er nach Nordhausen, wo die Mutter weilte, sie noch einmal zu sehen, die wiederzusehen er nicht hoffen durfte. Einige Tage verlebte er still mit ihr. Am Morgen des Abschieds gehen Mutter und Sohn noch einmal zusammen zur Kirche. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie verbarg ihre innere Bewegung. In der Kirchentür umarmte sie unter hellen Tränen ihren Sohn noch einmal, der sich dann auf sein Pferd schwingt. Die Mutter kehrt in die Kirche zurück, kniet an der Stelle, an der Otto während des Gebets gestanden, nieder und küsst die Spuren seiner Füsse. Als dem König das gemeldet wird, springt er vom Pferd, eilt wiederum in die Kirche und hebt tief erschüttert und laut weinend die Mutter vom Boden, um noch einmal Abschied zu nehmen. Endlich sagt die Mutter: **«Wie schwer es uns fällt, wir müssen uns trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern erhöht ihn. Gehe in Frieden. Mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leib nicht mehr sehen».**

Es will dieser Wunderliebe einer Mutter gegenüber nur wenig bedeuten, dass der Bericht-erstatte von Wundern in seinem Sinne von ihr zu erzählen weiss.

Endlich nahte ihrem Leben der Abschluss. Kränkelnd besuchte sie noch einmal die alten lieben Stätten, die ihr Glück einst gesehen hatten. Ihre Schwachheit, so viel sie konnte verbergend, um nicht Sorge zu bereiten. Sie kommt nach Nordhausen, wo sie dem von ihr gegründeten Kloster ihre getreue Rikburga als Äbtissin vorgesetzt hatte, Abschied zu nehmen. Von hier zieht sie nach

Quedlinburg, wo sie an der Seite ihres Gemahls ihre letzte Ruhestätte finden soll. Hier verteilt sie ihr letztes Hab und Gut, sich nur einige Gewänder vorbehaltend, in denen sie begraben werden will, und eine scharlachrote wie eine weiss leinene Decke, die über ihren Sarg gebreitet werden sollen. Als Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ein natürlicher Sohn Ottos, von der Krankheit der greisen Grossmutter hört, eilt er herbei, ihr nahe zu sein. Als unaufschiebbare Geschäfte ihn zur Abreise zwingen, bevor sie entschlafen, befiehlt sie, dass man ihm jene Decken als Andenken gebe. Für sie werde schon gesorgt werden, wie das Sprichwort sage: **«Hochzeitskleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen wohl zu finden»** (*Parentes nuptialem vestem inveniunt et lugubrem*). Damit aber sprach sie, so sagt die Vita, eine Weissagung aus. Denn mit eben diesen Geschenken reichte sie dem Enkel das Leichenkleid, der auf der eben angetretenen Rückreise plötzlich noch vor der Geberin stirbt. Ihr aber sandte die Tochter Gerburgis eine prächtige goldbestickte Decke, die ihr Leichentuch werden sollte.

Als sie das Ende kommen merkt, lässt sie ihre Enkelin, es ist die Mathilde, der Widukind von Corvey sein Werk widmet, die schon Äbtissin des Klosters war, rufen. Um ihr die letzten Mahnungen zu geben, unter denen die für das persönliche Leben bestimmte lautet: **«Den Sinn ganz und gar der Heiligen Schrift hinzugeben»**, und für das amtliche Leben: **«selber immer mit gutem Beispiel voranzugehen»**. Als die treue Rikburg, die Äbtissin von Nordhausen, weinen klagt: **«wer wird für uns sorgen, wenn unsere Hilfe und Trost von uns geht»**, verweist sie auf das Wort: **«Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere zufallen. Die Engel tragen die Seele, wie ein Einsiedler im Gesicht sah, in den Himmel»**. So berichtet der treue Widukind.

Als die Todesnachricht zu Otto nach Italien kommt, ist er tief erschüttert und weint bitterlich. Auch er stirbt bald nach der Heimkehr, nachdem er zuvor das Grab seiner Eltern in Quedlinburg besucht hat.

In dem allen handelt es sich nicht um eine Frau, die irgendwie versucht hätte, eine politische Rolle zu spielen. Sie war sicher eine Autorität für die, die damals das deutsche Volk als seine Könige und Kaiser leiteten, für den ersten König aus sächsischem Stamm, ihren Gemahl Heinrich, und für den ersten Kaiser deutschen Blutes, ihren Sohn Otto den Grossen. Aber es war ihr genug, als Gemahlin und Mutter den Ihren Liebe zu erweisen, wie die Freude und der Stolz ihres Lebens zu sein, und zugleich eine reiche Liebestätigkeit zu entfalten. Widukind von Corvey wandte voll Bewunderung auf sie das Schriftwort (Hiob 29, 25: *Ich bestimmte den Weg und sass obenan und thronte wie ein König über der Schar, als einer, der die Trauenden tröstet*), ein wenig ändernd, an: **«Wie eine Königin sass sie inmitten des Volkes und war eine Trösterin alles Leids»**. Er nennt sie mit kurzem Worte: Sancta mater, Heilige Mutter.

An diesem Beispiel der Königin Mathilde aber mag man erkennen, wie das Stift Herford auf die zu wirken vermochte, die sich seinem Einfluss hingaben.

Mathildes Namen ist auch mit dem naheliegenden Stift Enger verbunden

Um den Namen des Städtchens Enger webt noch heute das Andenken des alten «Sachsenherzogs» Wittekind einen verklärenden Schein. Hier ist im Chor der Kirche das Grabdenkmal Wittekindes. Aber dieses Denkmal ist erst spät errichtet. Und wenn die eingelassene Figur Wittekindes älter sein wird als der **1377** erfolgte Besuch Kaiser Karls IV., so schreiben die neueren Kunsthistoriker, auch Wilmans sie doch erst dem 12. Jahrhundert zu.

Wie dem sein mag, das Kanonikerstift in Enger führt man in seinen ersten Anfängen mit Recht auf Wittekind zurück. Zwar erheben sich auch hier Bedenken. Doch braucht man nicht deswegen zu zweifeln, weil Enger, wie sein Name besagte, in Engern und nicht in Westfalen gelegen habe, während Wittekind doch ein Westfale und nicht ein Engerer war. Denn aus dem Namen des Ortes ist nichts zu schliessen. Es ist schon gesagt, dass er nicht in Engern, sondern in Westfalen lag, wie er denn auch nicht dem engerischen Bistum Paderborn, wie manche Nachbargemeinden, angehörte, sondern dem westfälischen Bistum Osnabrück. Dabei ist es im Jahre 966 dem Erststift Magdeburg geschenkt.

Wittekind hat, nachdem er **785** seinen Frieden mit Karl gemacht, sich als Pfleger christlicher Einrichtungen und Kirchen bewährt (*Wilmans, Kaiserdrucke: Christianissimus ecclesiarum et die cultor*). Er hat mehrere cellulae gestiftet. Es sprechen die Schmuckstücke im Archiv des Stiftes dafür, die teilweise bis auf Wittekindes Zeit zurückgehen, dass Wittekind der Urheber des ältesten kirchlichen Wesens in Enger gewesen ist.

Noch viel gewisser aber ist, dass Mathilde, die Gattin König Heinrichs I., mit dieser cellula ein Kollegiatstift von Kanonissen verbunden hat. So gab es hier Kanoniker und Kanonissen, wie in vielen Stiftern. Dafür, dass sie an eine vorhandene Stiftung anknüpfte, spricht wohl auch der Umstand, dass 947 als Patron der Stiftung der heilige Laurentius genannt wird, während 950 Dionysius als solcher erscheint.

Dass es in diesem Stifte eine Schule gab, wird 1247 bezeugt, in welchem Jahre ein Scholaster von Enger, Mag. A. genannt wird. Im Jahre 1414 wird das Stift nach Herford verlegt an die Kirche St. Johann.

Anders als mit dem Stift zu Enger ist es mit dem auf dem Berge vor Herford. Es steht in engster Verbindung mit der Abtei Herford, deren Tochteranstalt es ist. Beide haben ausser anderem noch die Ähnlichkeit, dass ihre Ursprünge von Mythen umworben sind. Steht bei jener die mythische Gestalt des Walthers im Vordergrund, so bei diesem ein Bettelknabe, der einer himmlischen «Vision» gewürdigt wurde. Auf diese Vision haben wir später zurückzukommen, hier lehnen wir sie kurz ab. Sie beantwortet nicht die Frage nach der Gründung des Stifts. Es ist immerhin auffällig, dass in einer Stadt, in der ein Stift wie die Abtei eine beherrschende Stellung einnahm, noch ein zweites Frauen-Stift gegründet wird. Das erscheint nur möglich bei voller Zustimmung des ersteren. Und nun wissen wir nicht nur von einer Zustimmung: vielmehr stattet die Abtei dieses Stifts aus ihren Gütern aus, vermehrt diese ursprüngliche Ausstattung fortlaufend durch weitere Schenkungen. Auch ihre Ministerialen tun die Hand weit auf. Und Bischof Bernhard I. von Paderborn bestätigt 1151 endlich den ganzen Besitz. Man kann getrost der Angabe zustimmen, dass die Äbtissin Godesdiu es war, die um 1011 das Stift gründete.

Ueber den Zweck der Gründung verlautet nichts, als vielleicht die karge Notiz, es sei gegründet ad stipendia pauperum, zum Unterhalt der Armen, die hier Gott dienen. War vielleicht ein sozialer Unterschied zwischen den Jungfrauen der Abtei und des Stifts? Die Insassinnen der ersteren gehören dem hohen Adel an, die des letzteren dem Ministerialadel und hatten also das gefällige Vorwort «von» vor ihrem Namen.

Ueber die Bestätigung dieser Stifts-Jungfrauen ist nichts festzustellen. Es wird die in allen Stiftern herkömmliche gewesen sein. Da das Kirchspiel weit ausgedehnt ist, muss es sehr alt sein. Hagedorn hält es für das älteste nach dem Münster-Kirchspiel. So werden die Stiftsinsassen ein reiches Feld der Tätigkeit gehabt haben.

Auch Schildesche ist ein Kanonissenstift. Ueber den Ursprung des Stifts Schildesche haben wir allerlei Erzählungen, deren sagenhafter Charakter klar ist. Zwar das ist in keiner Weise ungewiss, dass seine Stifterin die «ehrbare Frau Meresuit» ist. Der Name erscheint in mannigfacher Form: Martswich; Marksuit; Marschwidis. Steht der Name der Stifterin fest, so ist nicht zu erkennen, wie Philipps zu der Behauptung kommt, dass Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., «die Stifterin des Klosters Schildesche» sei.

Ueber die Gründung erzählt Weddigen allerlei, ohne eine Bürgschaft für das Erzählte zu übernehmen. Schon 930 sei das Stift von Altenschildesche an seine spätere Stätte nach Schildesche verlegt. Er bringt dann das wunderbare Erlebnis mit den in Rom erbetenen Gebeinen des Patrons St. Johannes bapt., weist aber seinerseits den Glauben daran ab. Von Wichtigkeit erscheint dabei nur die Tatsache des Patronats dieses Heiligen, dessen sich viel alte Taufkirchen erfreuten. Übrigens gab es hier eine besondere Kapelle St. Johanns bapt. Zu Altenschildesche am St. Johannsbach.

Es ist keine Frage, dass Schildesche von Anfang an als Stift, nicht als Kloster bezeichnet ist. Es heisst zwar gelegentlich monasterium (974), aber dann auch wieder ecclesia collegiata und seine Insassinnen canonice secularis ecclesie, also Kanonissen, und ihre Gesamtheit conventus. Ausdrücklich wird gefordert, dass die Kanonissen e bonis paternis, von vornehmen Eltern seien.

Als Marksuit den Grundstein ihrer Stiftung legt, drückt sie erst einen heissen Kuss darauf und senkt ihn dann in die Baugrube, ihr Werk dem höchsten Eckstein, Jesus Christus, befehlend. Aus Gallien aber lässt die geschickte Werkleute kommen.

Ueber den Geist der im Stift wohnt, sind wir nicht unterrichtet. Doch nennt Kaiser Otto III. in einer Urkunde die Kanonissen «sanctimoniales, die bei Tag und Nacht Gott dienen». Aber das wird der Kuralstil sein. Immerhin weist die noch heute vorhandene Kirche darauf hin, dass das Stift sicherlich Zeiten rechtschaffener Frömmigkeit gehabt hat.



Die Zahl der Insassinnen betrug später 17. Sie entstammten dem niederen Adel. Die Leitung hat eine Äbtissin. Neben ihnen stehen einige Kanoniker, denen die Haltung des Gottesdienstes oblag (drei Hebdomadarien und sechs Vikarien). Die Präbenden waren zum Teil klein, daher werden sie wohl praebendulae genannt. Es werden das die praebendae minores für die Jungfrauen sein, die in der Schule des Stiftes erzogen wurden und später «Schulfräulein» heissen.

Das Zisterzienserkloster Segenstal (vallis benedictionis) zu Vlotho ist im Jahre 1258 gestiftet worden. Sein Stifter ist Graf Heinrich von Oldenburg, der um diese Zeit der Besitzer Vlothos war. Hamelmann gibt dem Stifter ein hohes Lob, er nennt ihn nach seinen Gewährsmännern Henricum humilem et largum, item Henricum Bogenarium, einen demütigen und milden Herrn.

Das Kloster ist, bevor es in Vlotho Ruhe fand, mehrmals von seinem Ursprungsorte Leeden im Tecklenburgischen verlegt worden. Zuerst wegen Mangels an Wasser nach Rehme, dann wegen Überfluss an Wasser nach Valdorf. Als es nach Vlotho kam, übergab ihm Graf Heinrich das alte Schloss, das nun «Segenstal» genannt wurde.

Das Kloster untersteht dem Abt von Lokkum, von dem es auch seine Patrone Maria und Georg bekam. Die Klosterkirche wird 1325 zu Ehren des heiligen Georg geweiht. In seinen weltlichen Schutz nimmt es Graf Otto IV. von Ravensberg 1316. Aber es kam nicht recht zur Blüte.

Wegen verderbter Klosterzucht und wohl auch um seiner Armut willen wird es 1423 in ein Benediktiner-Mönchkloster verwandelt.

Für diese Armut und wohl auch für das erstere haben wir ein unanfechtbares Zeugnis in einer Urkunde, die die Äbtissin des Klosters ausgestellt hat. Daraus geht hervor, dass das Kloster seine heiligen Bücher an Juden versetzt hat, aus deren Händen der Herforder Priester Heinrich Levehenke sie löst, um sie dem Kloster Böddeken bei Paderborn zu übermitteln. Es handelt sich um zwei Bände des Alten Testaments. Der Preis betrug 26 Gulden. Andere heilige Bücher hat es gleichzeitig in Hannover versetzt, wo der Abt von Lokkum sie einlöst.

Bei der Umwandlung in ein Mönchkloster erhält es allerlei Güter zu Geschenk, unter anderem auch im Amt Limberg. Aber auch jetzt ruht kein rechter Segen auf «Segenstal». Der Herzog Johann von Kleve ordnete deswegen 1514 eine Visitation an und versuchte eine Besserung. Bei der Reformation ging es ein. Es waren zuletzt noch drei Konventualen vorhanden. Aber die beiden jüngeren wollten dem Senior nicht gehorchen und zogen weg. So starb das Kloster eines natürlichen Todes. Nach dem Tod des letzten Klosterbruders wurden die Güter eingezogen und zum Teil zur Dotation der lutherischen Kirche verwandt.

Endlich das Stift St. Marien und St. Georg in Bielefeld-Neustadt.

Wann die Kirche zu St. Marien, St. Georg ist Nebenpatron, in der Neustadt-Bielefeld gegründet ist, ist ungewiss. Erwähnt ist sie erst 1293, als Graf Otto III. von Ravensberg ein Kanonikatstift mit ihr verband. In der Stiftungsurkunde wird das Stift claustrum genannt. Dieser Ausdruck ist aber sicher nicht im Sinne eines Klosters zu verstehen. Dagegen sprechen schon die Einzelkurien, die den Stiftsherren zugesichert werden. Es werden zwölf Stiftsstellen eingerichtet, je vier für Priester, Diakonen und Subdiakonen, die in besonderen Kurien wohnten. An der Spitze steht ein Dekan, der als solcher auch Prälat heisst. Er hat als der eigentliche Pastor loci die cura animarum, das heisst die Seelsorge, in der Gemeinde. Ihm müssen die canonici kniefällig Gehorsam geloben.

Zweck des Stiftes ist offenbar Vermehrung der Gottesdienste. Daher erbaut Graf Otto gleichzeitig mit Gründung des Stiftes das dem heiligen Georg geweihte Chor der Kirche. Die Altstädter Kirche zu Bielefeld wird dem Stift inkorporiert.

Auf dem Chor ist unter anderem das Grabmal der beiden Gründer des Stiftes, des Grafen Otto und seiner Gemahlin Hadwigis.

Der bekannte Kanonikus und Dekan des Stiftes ist Gobelinus Person (1411 resp. 1414-1418). Er stirbt um 1425 im Kloster Böddeken. Hamelmann war dagegen weder das eine noch das andere, sondern nur ein von beiden angestellter Prädikant, der also den vornehm gewordenen Herren die Last der Predigt abzunehmen hatte.

Mit diesem Stift war wohl von Anfang an, jedenfalls später die Stiftsschule verbunden, aus der nach 1557 das Gymnasium hervorging. Es ist aufgehoben 1810.

**T**ho uuard thar somanagumumawne modastar-kriste gihuor  
ber. hugis kefti. sidon sie is helagon uuerke. selbon gisahun  
huand eo erfulic nuuward uunder an uueroldi. Than uuar eft thes  
uueroder so filu. somod starke man. vi uuel dun them alit goder  
an kenneuex kudlic. ac sie uuid is craft mikul uunnun. mid iro  
uuardun. Uuarun im uuald ander lera soleda. so him ludi odra  
an hierusalem thar iudeono uuar hereo endi hardmahal. endi  
hobid sedi. grot gumiskepi. grimmaro thioda. Sic kuddun im  
kristes uuerke. quadun thar sie quicap sahin thene erl mid iro  
ogun. the an erdu uuar foldu bifolben. fi uuar naht endi dagos.  
dod bidolben antat he ina mid is dadun selbo mid is uuardun  
auuekide. thar he mosti the se uuerold sehan. Tho uuar thar  
so uuder uuard uulankun manun. iudeoludun. hezin iro  
gumiskepi tho uuerod samnoia. endi huuar bot sahen megin  
thioda gimang. an mahagnakrist. riedun an runun. Nis  
thar rad enug quadun sie thar uuar thar githolowan. uuli the saro  
thioda te file. gilobien astar is lerun. thar us ludio farad  
ap eorid folc. uuerdat us obar hobdun rinkor fanrumu.  
thar uue the ses rikies sculun lose libbies. of tha uue sculun ufer  
liber tholon. helidof usaro hobdo. Tho sprak thar en gierod  
man obor uuard uero. the uuar thes uueroder tho ap theru  
burg innan biscopthero ludio. Kaiphas uuar he heren  
habdun wa gioranen tethiu. an theru gertalu iudeolude  
thar thes goder huser gomien scoldi. uuardon thes uue he

Der Heliand ist ein frühmittelalterliches altsächsisches Grossepos. In 5983  
stabreimenden Langzeilen wird das Leben Jesu Christi nacherzählt.